

Gaia trifft Venus und Merkur

Inmitten einer Neumondnacht entzündeten sich im Zentrum imposanter Steinkreise, im Süden jener dem Festland nahen Insel, nacheinander drei Lichtsäulen. Aus der königsblauen Erscheinung verdichtete sich Gaia, goldgelbes Licht entließ Merkur in die stockdunkle Nacht, und einem magentafarbenen Pfeiler entstieg Venus.

„Seid mir begrüßt, holde Schwester, geliebter Bruder!“ Gaia umarmte ihre Geschwister und ließ der Begrüßung folgen: „Danke für euer Kommen. Der Himmel ist dicht bewölkt, und wir können unbeobachtet von Lucina und den anderen Planeten Rat halten, obwohl ich mir unsicher bin, ob sich das überhaupt noch lohnt. Ist das Vorhaben nicht bereits misslungen? Es war wohl keine gute Idee, eine Frau als Drachenkriegerin auszuwählen.“

Auf Gaias Gesicht war die Sorge unverkennbar, als sie nacheinander ihre Geschwister musterte. Dann fuhr sie fort: „Wir waren so gut mit unserem Vorhaben vorangekommen, bis die Liebe einsetzte und alles aus der Bahn geriet.“

Merkur griff diese Bemerkung auf. „Ihr wisst, Schwestern, ich bin vom Geschehen auf dir, Gaia, zu weit entfernt, um jede Wendung verfolgen zu können. Was ist passiert? Euren ernsten Mienen zufolge nichts Gutes.“

Gaia nickte bestätigend, als sie sprach: „Zunächst sei dir Dank für dein Wirken, Merkur. Von dem Einhorn unterstützt, kam Aurelia zu den Turkannen, und unsere Drachenkrieger haben sich als solche erkannt. Wie heißt es so schön? Sie haben sich gefunden – in Liebe!“

Das letzte Wort enthielt unüberhörbar einen Unterton, der an die Schwester gerichtet war. Venus schaute sie verständnisvoll an und erwiderte: „Vertrauen, Gaia, du musst vertrauen! Die Männer sind jedes Mal gescheitert! Nichts ist stärker als die Liebe. Sie kommt nicht dazwischen oder verdirbt etwas. Allein sie überwindet Raum und Zeit und kann alles besiegen! Erwacht war zwischen den Jugendlichen bisher lediglich ein Gefühl der Zuneigung, der Rausch der Sinne, die Sehnsucht des Lebens

nach sich selbst. Es ist das Vorrecht der Jugend, es auszuleben und zu genießen. Vergiss außerdem nicht: Unsere Schützlinge müssen aus freier Entscheidung handeln, wenn die Mission Erfolg haben soll.“

Die weißhaarige Gestalt ließ ihren Blick auf der Schwester ruhen und sann eine Weile über deren Sätze nach. Dann wandte sie sich an Merkur, um zu erklären. „Sie haben sich gegen ihre Bestimmung entschieden. Zwar hat Adalwin Heidesachs an sich genommen, jedoch sind die zwei anschließend in den Norden Alamantias geritten, um dort zu heiraten und eine Familie zu gründen. Sie haben das kleine Glück für sich gewählt und meinten, die Drachen würden sie aus dem Auge verlieren. Das Einhorn hat daraufhin Aurelia verlassen.“

In die plötzlich entstandene Stille setzte die Berichterstatlerin nach. „Von Lucina aufgestachelt, regten sich prompt die Kräfte des Bösen, und das Unglück geschah. Furarius hat seine Armee in das Auenland geschickt, und bei einem Überfall auf das Dorf, in dem unsere Erwählten lebten, starben Adalwins Eltern. Aurelia bekam einen Pfeil Leuforias in den Leib. Es gelang mir zwar, das Drachenpaar daran zu hindern, die beiden zu töten. Trotzdem hat die Situation eine schlimme Wendung genommen.“ Gaia verstummte kurz, um anschließend das gesamte Ausmaß zu schildern. „Adalwin wurde von der Verzweiflung übermannt. Er hat den Ablauf der Ereignisse als eine Strafe von mir fehlgedeutet und mich verflucht. Damit ist das Band zwischen ihm und mir zertrennt. Solange die Verwünschung wirkt, kann ich ihn weder erreichen noch ihm helfen.“

„Was ist aus Aurelia geworden?“, erkundigte sich Merkur.

„Ich habe meinen Elementen geboten, sie zu behüten“, erhielt er zur Antwort. „Die Luft bewahrte sie vor dem Ertrinken, und das Wasser hat sie in eine Höhle gespült, wo ihr vergifteter Körper seither ruht. Das Feuer schenkt ihr dort Wärme, und der Äther hüllt sie ein, um das Leben am Entweichen zu hindern. Aber ihr Geist ist in jener Zwischenwelt eingesperrt, wo das Dunkle regiert, das Grauen herrscht und sich Flüche manifestieren.“

Die Pause, die nach diesen Sätzen folgte, wurde durch die Glockenstimme der Liebesgöttin beendet. „Eine bedauerliche Entwicklung einerseits, ja – und doch eine Chance. Es ist übrigens nicht allein dein Äther, Gaia, der das Himmelskind am Leben hält. Es ist auch die Liebe derer, die sie gesandt haben. Allein die Liebe kann Aurelias Geist erlösen.“

Die Angesprochene schaute hoffnungsvoll ihre Geschwister an. „Genau deshalb habe ich mir euren Rat gewünscht. Sagt mir, wie kann sich alles zum Guten wenden?“

Venus nahm erneut das Wort. „Dieses Gefühl, von dem ich vorhin sprach, das unsere Schützlinge bisher verbindet, ist der Beginn, eine

Voraussetzung, jedoch lange nicht das Ende. Aus ihm entspringt die Liebe, und erst wenn sich die rote Liebe zum Magenta, zur allumfassenden Liebe wandelt, können die zwei alles überwinden und das erfüllen, wozu sie bestimmt sind. Es ist Adalwins Aufgabe, seine Liebe zu entdecken. Sie wird ihn unbeschadet in jene Gefilde geleiten, aus denen er Aurelia befreien muss, und sie wird ihm die Kraft schenken, Aurelia den Weg gehen zu lassen, der ihr allein bestimmt ist.“

Bekümmert wiegte Gaia den Kopf und gab zu bedenken: „Sein Herz ist verhärtet. Er lebt ohne Hoffnung vor sich hin und weiß nichts von Aurelias Zustand, hält sie für tot. Wie soll er davon erfahren? Ich habe den Zugriff zu ihm verloren, und ihr dürft ihm nach den kosmischen Regeln auf meiner Oberfläche bloß erscheinen, wenn er euch ruft.“

An dieser Stelle legte Merkur seinen Arm um Gaias Schulter und wusste Rat. „Schwester, es war Monahora selbst, die Königin der Einhörner, welche die Aufgabe übernommen hatte, unser Himmelskind zu leiten. Sie ist in die Stationen eingeweiht, die Aurelia nehmen muss, kennt alle Wesen, die auf dir wirken. Sie wird einen Weg finden, mit dem Adalwin sich aus seiner Sackgasse befreien kann. Ich werde sie bitten, ihm zu übermitteln, wo sich seine Geliebte befindet. Dann wird sich erweisen, ob du den Richtigen erwählt hast. Monahora wird sich ihm jedoch nur zeigen können, wenn Adalwin sein Mitgefühl wiederentdeckt hat.“

„Eine ausgezeichnete Idee, Bruder!“, kommentierte Gaia den Vorschlag Merkurs und setzte nach: „Ob Aurelia das Zeug für ihre Aufgabe hat, muss sich ebenso erst herausstellen.“

Venus brachte ein anderes Thema auf. „Hilfreich wäre es mit Sicherheit, wenn meine Verbindungssteine zwischen Aurelia und Adalwin wirken würden. Hatten nicht die Nordmänner der heiligen Berge welche im Besitz? Vor Urzeiten ließ ich sie über dem großen Gebirge niedergehen.“

„Du hast recht, Venus“, bestätigte die weißhaarige Frauengestalt. „In Gundehars Grab war ein Paar der Steine verborgen. Der König trug sie bis zuletzt bei sich und hielt sie in Ehren.“

Merkur blinzelte in die Nacht. „Seht, die Wolken verbergen uns vor Mond und Sternen. Das ist günstig, weil ich unbemerkt die Einhörner aufsuchen kann. Wenn Adalwin Aurelia befreit hat, soll Monahora sie in die Macht der Verbindungssteine einweihen. Mut, Gaia, unsere Schützlinge werden sich in ihre Bestimmung finden. Bis zum nächsten Mal. Alle Liebe für euch!“ Der Sprecher ging in einer goldgelben Säule auf, die sich langsam in diffuses Licht auflöste, und ließ seine Schwestern im steinernen Rund zurück.

Venus nahm das Gespräch von Neuem auf und gab ihm eine andere Wendung. „Wo sind eigentlich deine drei farbigen Diamanten?“

Gaia sah ihre Schwester nachdenklich an und antwortete: „Du glaubst demnach ebenfalls, dass sie gebraucht werden? Weshalb seid ihr euch derart sicher, dass Adalwin zu sich zurückfindet, Aurelia befreien wird und sich die zwei dann ihrer Mission stellen, zumal dies beiden abverlangt, getrennte Wege zu gehen?“

„Nichts ist gewiss“, lächelte Venus zurück. „Der Triumph des Lichts ist stets bloß eine Option. Aber unsere Zuversicht stärkt die Mächte, für die wir stehen. Letztendlich bricht sich Bahn, was sein soll – natürlich nicht auf geraden Wegen. Dafür ist das Böse zu mächtig, wie die Vergangenheit gezeigt hat. Nichtsdestotrotz sollten die nächsten Schritte für das junge Paar klar sein.“

„Sicherlich ist das richtig!“, bestätigte Gaia. „Gehen wir einmal davon aus, Adalwin wird Aurelia befreien. Zurück zu deiner Frage nach den magischen Steinen, ohne welche die Drachenkrieger ihr Ziel nicht erreichen: Derzeit ist lediglich der grüne des Triplets in meiner direkten Verfügungsgewalt. Besteht Aurelia meine Prüfungen, werde ich ihn ihr persönlich überreichen. Den blauen und den roten Diamanten müssen unsere Auserwählten erst erobern. Sie sind mir seinerzeit verloren gegangen. Der blaue wurde Teil des Krönungsschmuckes der Amazonenköniginnen. Seit Jahrhunderten tragen ihn diese mit Stolz und Würde. Unglücklicherweise ist er seit Kurzem von den Zwergen geraubt worden. Aber in allem Schlechten steckt gleichermaßen etwas Gutes. Mit diesem Stein kann Aurelia die Amazonen und zugleich ihre Armee für sich gewinnen.“ Gaia legte eine Pause ein.

„Und der rote?“, erkundigte sich ihre Schwester.

„Das rote Herz haben die Zeitenläufe ganz verschlagen“, gab die Angesprochene Auskunft. „Seine Anwesenheit kann ich nicht spüren. Irgend-eine Macht verbirgt ihn vor mir. Diesen wertvollsten der Triade zu erlangen, wird eine besondere Herausforderung, der sich dennoch die beiden stellen müssen. Dem roten Stein wohnt die Herrschaft über die Zeit inne. Er ist unverzichtbar, denn alle drei Juwelen sind vereint notwendig, um den Sieg zu erringen. Als Erstes werden unsere Schützlinge herausfinden müssen, wo das Kleinod verborgen ist.“

„Möglicherweise hast du keine Verbindung zu dem Diamanten, weil er nicht auf dir ist“, sinnierte Venus. „Es wird sich zeigen, wenn es wichtig wird. Anderes liegt zunächst vor Adalwin und Aurelia.“

„Das ist wohl wahr“, nickte Gaia. „Es bedarf eines der Riesenuhus, die in Titania horsten. Einen solchen muss sich Adalwin zum Gefährten

machen und ihn mit der Macht seiner Gedanken lenken können, denn er wird ihn benötigen, um Leuforia in den Lüften ebenbürtig zu sein. Schlussendlich gilt es für Adalwin die Wiederkehr zu den Turkannen sowie den Aufstieg zum Heerführer zu bewältigen. Wie Aurelia benötigt er ebenso seine Armee vor dem Drachenfelsen. Aber was rede ich? Du weißt es ja selbst alles. Es liegt ein langer und beschwerlicher Weg vor unseren Drachenkriegern.“ Mit sorgenvollem Gesicht blickte Gaia ihrer Schwester in die sanften, grünen Augen.

„Und wie ich gehört habe, bist du noch nicht komplett von dem Himmelskind überzeugt.“ Venus lächelte leicht vorwurfsvoll ihre Schwester an, die dies umgehend bejahte.

„Die Prüfungen durch meine Hüter sind Teil des Weges. Es gibt keinen Grund, davon abzulassen.“

„Keine Frage!“, erkannte Venus an. „Der weiße Mönch wird ihr das Notwendige dafür geben. Gewiss wird Aurelia die Probe bestehen. Glauben wir daran: Sie wird den Triumph über den Drachen genauso erringen, wie Adalwin über Leuforia obsiegen wird. In diesem Sinne alles Liebe für dich, Schwester. Meine Bahn schneidet gleich den Horizont.“

Venus' Körper begann in magentafarbenem Licht zu verschwimmen. Das Farbenspiel glomm flüchtig auf und verging ebenso rasch wieder. Mutter Erdes Gestalt stand einsam im Doppelkreis der riesenhaften Stelen. „Wie wünschte ich, eure Gewissheit zu teilen! Ach, Schwester, lieber Bruder: Möge uns dieses Mal der Plan gelingen!“ Diese Sätze sandte sie mit einem Seufzer ihren Geschwistern nach. Darauf verglühte in tiefem Blau eine dritte Lichterscheinung, und bis zum Anbruch des Tages herrschte die Gelassenheit der unerschütterlich in sich ruhenden Sarsensteine im Raum zwischen den Giganten.

Der Weg zu den drei Eichen

Der Graf hielt den jungen Mann, dessen Körper vom Schluchzen durchgeschüttelt wurde, bis die Tränen versiegt waren, umfassen. Verzweiflung und Wut klangen ab und machten einer Leere Platz, die es gestattete, das Notwendige zu tun. Sie luden den Toten auf sein Pferd und kehrten in das Dorf zurück. Eilig waren dort die Drachensoldaten abgezogen, als die Männer des Rebellenführers eintrafen, nicht ohne die meisten Häuser in Brand zu stecken. Neben Adalwins Eltern war eine Reihe weiterer Opfer unter der Bevölkerung zu beklagen.

Der verwaiste Sohn erfüllte seine traurige Pflicht und schloss sich, nachdem Vater und Mutter ihr Grab an der Kirche gefunden hatten, den Freischärlern an. Diese setzten den Feinden nach. Eine abziehende Armee hinterließ keine blühenden Landschaften, wie Graf Gustav zu genau wusste. Mit seinen kampferprobten Freiwilligen versetzte er Furarius' Einheiten manchen Schlag, wenn diese versuchten, in umliegenden Dörfern Vorräte aufzutreiben.

Adalwin brachten die Aktionen Ablenkung von der Trauer, die sich wie ein Schleier über sein Dasein gelegt hatte. Ohne Aurelia schien ihm alles nichtig. Sein Leben hatte für ihn den Sinn verloren. Mit Tollkühnheit warf er sich, stets in vorderster Linie reitend, auf die verhassten Uniformen, wenn sich die Gelegenheit dazu ergab. Mit einer Mischung aus Bewunderung und Sorge registrierte der Greifensteiner solche Aktionen, in denen der Jüngling die Söldner des Drachens gleich reihenweise ausschaltete. Was für ein begnadeter Kämpfer! Im Zweikampf fielen seine Hiebe mit einer Geschwindigkeit und Präzision, die dem alten Haudegen auf seinem langen Weg über die Schlachtfelder bisher nicht begegnet waren. Aber ihm war auch klar, was Adalwin wirklich bewegte: Es war die Todessehnsucht, die den jungen Mann zu seiner Kühnheit antrieb. Der Unglückliche suchte den Sensenmann, der ihm jedoch beharrlich auswich, wozu der Graf fürsorglich nicht bloß einmal seinen Beitrag leistete.

Eines Tages war es so weit. Alamantias Norden hatte die Invasoren abgeschüttelt, wenngleich einige Gebiete in der Gewalt der Eroberer blieben. Es galt das Land von Neuem aufzubauen, und die Bauernsöhne zog es zurück in ihre Dörfer. Das letzte Gefecht trug der adlige Heerführer mit seinen Zöglingen um ein Kloster aus, das dadurch vor der Verheerung bewahrt werden konnte. Die Strapazen der letzten Monate waren nicht spurlos an Graf Gustav vorübergegangen. Er war müde geworden, was ihn dazu bewog, den Vorschlag des Kloostervorstehers anzunehmen, in der Abtei seinen Lebensabend zu verbringen. Er verkündete die Auflösung seiner Schar. Der Abt stiftete einen Hammel, und die Männer verbrachten vor den Mauern den Abend, an dem ihre Abschiedsfeier stattfinden sollte.

Während die Kameraden mit Vorfreude auf ihr gewohntes Leben um die Feuer saßen, war Adalwin der Fröhlichkeit um ihn herum durch einen Spaziergang in die Nacht ausgewichen. Als er wiederkam, ruhten die Gefährten im Schlaf. Die Feuerstellen lagen rot glühend. Einzig an einem Platz schlugen die Flammen hell aus dem Holz. Dort saß der Edelmann und blickte dem Jüngling, der ihm nicht nur wegen der Ähnlichkeit mit seinem Ältesten ans Herz gewachsen war, entgegen. Der Ankömmling folgte der einladenden Handbewegung und setzte sich zu dem gealterten Offizier.

Seit der Adlige Adalwin am Fluss getroffen hatte, war ihm der Gedanke an die Sage von den Drachenkriegern nicht mehr aus dem Sinn gegangen. War dieser Bursche einer der Auserwählten? Der Angriff des geflügelten Ungeheuers und der plötzliche Nebel waren ungewöhnlich genug. Dazu war dieser Junge offensichtlich ein begabter Kämpfer, den eine Heerschar von Schutzgeistern zu begleiten schien. Und da war dieses Schwert, das er für ihn aus den Fluten hatte retten lassen: unheimlich scharf, geschmiedet aus einem unbekanntem, grünlichen Metall, dazu die edle Verarbeitung. Die Waffe war eines Königs würdig. Sein Schützling hatte sie wütend nach dem Fluch in das Wasser geworfen. Wieso eigentlich? Klugheit und Erfahrung hatten ihm geboten, Gras über die Sache wachsen zu lassen und das wertvolle Stück im Verborgenen aufzubewahren. Heute wollte er es seinem Besitzer zurückgeben. Vielleicht schenkte es dem Jüngling neue Hoffnung. Vorsichtig begann er, sich dem Thema zu nähern.

„Es ist unser letztes Zusammensein. Morgen beginne ich ein Leben der Beschauung und Stille, um den Herrgott gnädig zu stimmen für den Tag, an dem er mich ruft. Was hast du vor?“

Der Angesprochene wiegte das Haupt. „Keine Ahnung. Ich empfinde nichts außer Trauer und Leere. Ich weiß nicht, wohin ich mich wenden soll.“

Diese Antwort hatte der Fragende befürchtet – kein idealer Einstieg in das Gespräch. Er war eben kein Diplomat. Also beschloss er, zum Angriff, überzugehen. „Verzeih mir, wenn ich ungute Erinnerungen aufwühle. Was hast du eigentlich in das Gewässer geworfen, als dein Vater aus dem Leben geschieden war?“

Adalwin schien nichts gehört zu haben und starrte ins Feuer. Gerade als sich der Graf wiederholen wollte, sagte er: „Es war ein Schwert, das ich nicht hätte nehmen sollen. Es hat mich ins Unglück gestürzt. Aber das ist eine lange Geschichte.“

„Erzähl sie mir! Manchmal befreit das“, ermunterte ihn sein Gegenüber.

Nach einem Moment des Zögerns kam Adalwin der Aufforderung nach und berichtete von seinen Begegnungen mit Gaia, die ihn in Gundehars Grablege geführt hatte, seiner Zeit bei den Turkannen sowie von der erwachenden Liebe zu Aurelia. Er schloss damit, wie er sie am Fluss aus den Augen verloren habe.

Voller Staunen und Anteilnahme verfolgte der altgediente Haudegen die Schilderungen. Was für ein an Wendungen reiches Leben! Als Adalwin zu Ende gekommen war, wusste er, dass er mit seinen Vermutungen richtiggelegen hatte. „Wir haben keine Leiche gefunden, obwohl wir gesucht haben“, gab Graf Gustav zu bedenken, den plötzlich eine Ahnung beschlich.

„Das Schwert liegt genauso im nassen Grab wie meine Braut“, erwiderte der Jüngling. Niedergeschlagenheit und Resignation waren aus seiner Stimme herauszuhören.

„Menschen oder Gegenstände mit höherer Bestimmung werden von mächtigen Kräften geschützt, die sich vieles zum Werkzeug machen können – mich zum Beispiel“, lautete sein Kommentar, mit dem er Mut zu machen suchte. Jetzt galt es.

Verwundert schaute Adalwin den Redner an. Der griff hinter sich und hielt dem Überraschten Gürtel und Schwert Gundehars mit den Worten entgegen: „Ich bin wahrlich kein Experte in Glaubensfragen. Dennoch bin ich von einem überzeugt: Die Macht, die mir auftrug, das hier zu retten, wäre ebenso in der Lage gewesen, Aurelia vor dem Untergang zu bewahren. Vielleicht gibt sie dir eine zweite Chance.“

In Verwirrung gestürzt, sprang Adalwin abwehrend auf und starrte entgeistert auf die Dinge, die er längst für vernichtet gehalten hatte. Ein Schwall von widersprüchlichen Gefühlen tobte durch sein Inneres. Schmerz, Ohnmacht, Trauer, Wut, Sehnsucht bildeten die erste Welle. Unmut, Widerstand, Zweifel rauschten als Nächstes heran, bevor schließlich die Hoffnung erstand und sich wie eine wärmende Decke um den Frierenden legte.

Graf Gustav hatte sich ebenfalls erhoben. Sein Blick war in der Mimik des Jungen verhaftet. Er beobachtete, wie sich der Kampf der Emotionen dort widerspiegelte, und blieb fest in seinem Vertrauen, das Richtige getan zu haben. Plötzlich erstanden in ihm Worte, und er hörte sich zu seiner eigenen Überraschung mit einer fremden Stimme sprechen: „Nimm das Schwert mit dem Zweck an, für den es geschmiedet wurde. Ob es Verderben oder Erfüllung bringt, liegt in deiner Hand.“

In Adalwins Gehirn wehrte sich die Logik gegen die Illusion, die wie eine Verheißung das Gesicht Aurelias einspielte, die wirkte, als träumte sie. Darauf erschienen Leuforia mit ihrem diabolischen Lachen und Furarius, der als Feldherr einer unübersehbaren Zahl von Soldaten den Angriffsbefehl gab. Er verstand die Vision. Wenn es der Preis sein sollte, seine Rolle als Drachenkrieger anzunehmen, um Aurelia zurückzuerhalten, dann war er dazu bereit. Mit diesem Entschluss streckte er seinen Arm aus, um Heidesachs an sich zu nehmen.

Der nächste Morgen sah Adalwin auf seinem Pferd dahinjagend auf dem Weg in sein Heimatdorf. Unmittelbar nach der Übergabe der legendären Klinge hatten sich die zwei Männer umarmt und Abschied genommen. Daraufhin hatte der Jüngling kurz entschlossen seine Sachen gepackt und

war in die Nacht geritten. Er hatte wieder ein Ziel vor Augen. Entgegen allem Verstand war der Glaube in ihm erwacht, die Frau seines Lebens könne doch noch am Leben sein. Ihm war bewusst, wie unwahrscheinlich das war. Ungeachtet dessen hatte der Hinweis des Grafen wie ein rettender Strohalm gewirkt, der ihn aus dem Strudel der Verzweiflung riss. Aurelias Leichnam war unauffindbar geblieben. Diese fehlende Gewissheit war der Humus, auf dem das irrationale Hoffen gedieh, das ihn antrieb. Wenn es eine Chance gab, sagte ihm seine Intuition, musste er die Suche dort beginnen, wo er sie verloren hatte.

Als Adalwin nach tagelangem Ritt die Gegend erreicht hatte, in der er seine glücklichen Kindertage verlebt hatte, lenkte er sein Tier zu der Furt, an der das Unglück mit Aurelia seinen Anfang genommen hatte. Ruhig lag der Fluss in seinem Bett. An der flachen Stelle, welche die Passage ermöglichte, schimmerte das Kiesbett aus dem Wasser. Der Ankömmling stieg von seinem Hengst, sog die Luft ein, spürte, wie die Brust sich weitete, und ließ den Blick schweifen. Die Auenlandschaft mit ihren Weiden, Erlen und Eschen breitete ihre Schönheit vor ihm aus. Störche staksten über die Wiesen. Pappeln säumten Wege, die der Weite Struktur gaben. Über dem Schilf schaukelte eine Weihe in der Luft. Ein Schwanenpaar brütete in seinem Nest. Mit weißen Tupfern wölbte sich ein blauer Himmel über der Schlängellinie des Gewässers, die sich am Horizont verlor. Alles wirkte vertraut und friedlich.

Plötzlich schob sich mit voller Wucht die schmerzliche Erinnerung in die Präsenz. Das Geschehen jenes Tages stand ihm vor Augen. Er nahm wahr, wie seine Geliebte mit dem Pfeil im Rücken vom Pferd sank und im Nebel davontrieb. Undurchdringliches Weiß verschluckte ihren Körper. Die Einsicht überfiel ihn: Gaia hatte sie zu schützen versucht. Sie hatte über sie gewacht, und ihnen gerade nicht das Verderben gebracht. Sein Versuch, mit Aurelia in eine trügerische Sicherheit zu fliehen, war der eigentliche Grund für das Geschehen gewesen. Oh Gott! Und was hatte er getan? In seiner Verblendung hatte er die alles nährenden Mutter verflucht. Das wog schwer. Reue machte sich in seinem Herzen breit, aus der ein Gedanke auftauchte: Es zog ihn zum Friedhof, um nach dem Grab seiner Eltern zu sehen.

Auf dem Gottesacker war die Stelle schnell gefunden, an der er vor Monaten den schmerzlichen Abschied nehmen müssen. Gras war über die Hügel gewachsen. Holzkreuze verrieten die Namen der Getöteten, vor denen Adalwin ein Gebet verrichtete. Als er damit zu Ende gekommen war, fiel sein Blick auf die Trieblinge, die aus dem Grün aufragten. Eine Eichel hatte auf dem Grab gekeimt. Wie ein Schlag kam zurück, was ihm sein Vater sterbend zugeflüstert hatte: „Suche die drei Eichen. Es ist ein

heiliger Ort!“ Wie hatte er das vergessen können? Im Geiste bedankte er sich. Gewiss war dieser Hinweis nicht zufällig in sein Gehirn geschossen. Allerdings wurde das Aufflackern seiner Freude rasch getrübt. Er entsann sich dessen, wie er schon damals als Junge nach dem Abenteuer mit dem Hirsch im Anschluss vergeblich versucht hatte, die drei Eichen mit den einprägsamen Kronen noch einmal zu finden. Der Platz mit den uralten Bäumen war unauffindbar geblieben. Niemand kannte ihn, obwohl er seinerzeit eine Menge Leute dazu befragt hatte. Für den Moment jedoch focht das Adalwin nicht an. Er stieg auf sein Pferd und lenkte es in Richtung der Buchenwälder. Der Vierundzwanzigender war mit ihm auf dem Rücken durch einen Hochwald aus bleigrauen Stämmen geschneit. Wo, wenn nicht in diesem Umfeld, sollte er fündig werden?

Tagelang irrte er durch die Wälder. Allein die braunen Silhouetten mit ihren mächtigen Kronen blieben unauffindbar. Manchmal traf er Leute, die nach den begehrten Ästen suchten, weil sie im Herd die beste Glut gaben. Jedoch niemand kannte die drei Eichen. Nach und nach weitete er seine Suche aus und irrte durch die vom Krieg schwer gezeichnete Gegend. Das einst blühende Alamania lag nach dem Einfall der Drachenarmee danieder. Überall begegnete ihm Chaos, erblickte er niedergebrannte Höfe. Wilde Gesellen lungerten umher, tranken unmäßig, stahlen, schlugen sich und überschütteten einander mit wüsten Beschimpfungen. Kein Bauer bestellte seine Felder, kein Fischer hegte seinen Teich. Nirgends ließ ein Schmied seine Hammerschläge hören. Kaum ein Müller mahlte sein Korn. Weder ein Tischler noch ein Schreiner hielt Säge oder Hobel in Gang. Die Fleißigen hatten sich davongemacht, weil sie fürchteten, von dem unheimlichen Nachbarn im Süden schon bald wieder beraubt zu werden. Das Land war in der Hand von Tunichtguten. Not und Elend waren über die Menschen gekommen.

Eines Tages riet ihm eine Bäuerin, er solle die Kräuterfrau aufsuchen, die im Hochmoor lebte. Die beherrschte, wie sie wusste, alte Magie und wusste vielleicht Rat. Bereitwillig beschrieb sie dem Jüngling den Weg. Als Adalwin bei der Hütte anlangte, verhalf ihm ein Geldstück zum Einlass. Die Alte bat ihn herein und ließ sich, nachdem Adalwin sein Begehrt vorgetragen hatte, genau beschreiben, wie der Ort aussah, den er zu finden wünschte. Sie musterte ihren Gast daraufhin durchdringend und erkundigte sich: „Was willst du dort?“

Wahrheitsgemäß antwortete Adalwin: „Zunächst den letzten Wunsch meines Vaters erfüllen. Vor allem aber bin ich auf der Suche nach Gewissheit über den Verbleib meiner Geliebten. Ich spüre oder hoffe, dass zwischen beidem ein Zusammenhang besteht.“

Die abweisende Miene der Kräuterfrau hellte sich etwas auf. „Ein ehrenhaftes Motiv“, befand sie und zerstörte dennoch im Anschluss die Hoffnungen des Jünglings mit ihrem Satz: „An diesen Platz kann man weder von selbst gelangen, noch gibt es einen Weg dahin.“

„Kennst du denn gar keine Möglichkeit?“, wollte sich Adalwin nicht mit ihrer Auskunft abfinden.

„Erstaunlich ist, dass du offenbar schon einmal dahingelangt bist“, murmelte die Alte statt einer Antwort vor sich hin. „Weißt du überhaupt, wo du damals gewesen bist?“ Der Gefragte schüttelte den Kopf und wurde daraufhin aufgeklärt: „Die drei Eichen sind die Wohnstatt der Hüterin dieses Landes. Einzig, wen sie erwählt und für würdig hält, dem zeigt sie sich. Sie kann das übrigens in vielerlei Gestalt tun.“

Adalwin nahm die Worte mit Ernüchterung auf. Was hatte sein Vater bloß mit seinem Wunsch bezweckt? Es lag außerhalb der Möglichkeiten des jungen Burschen, ihn zu erfüllen.

„Leg dich am Herd schlafen. Ich kann die Runen für dich werfen, wenn du dein Schicksal kennen willst“, lautete der überraschende Vorschlag der Gastgeberin, welche die Enttäuschung des Jünglings bemerkt hatte. Froh über diese Wendung, nickte er bestätigend.

Während ihr Gast schlief, bereitete die Alte die Zeremonie vor, verbrannte Räucherwerk und warf anschließend die Knochen mit den eingeritzten Zeichen. Lange starrte sie auf das, was sich vor ihr ausbreitete, und murmelte in sich hinein. Was für eine Vorsehung! Höchst erstaunlich, was Allvater Odin da verkündete. Mit einem Mal war ihr klar, welcher Besucher sich unter ihr Dach begeben hatte. Aus dem Nebel alter Legenden war ein Lichtblick aufgetaucht.

Am anderen Morgen wurde Adalwin von ihr geweckt, erhielt einen Kanten Brot, einen Tee und den Bescheid: „Die Hüterin Alamantias wird dir begeben, wenn du ihre Probe bestehst.“

Dankbar quittierte der Jüngling diese Aussicht auf Erfolg mit einem Lächeln und wollte sich zum Gehen wenden.

„Eins noch“, schickte die Kräuterfrau beim Abschied hinterher, „und merke es wohl: Deine Liebe wird den Ausgang von allem entscheiden!“

Zufrieden über den Hoffnungsschimmer, der in den Orakelsätzen verborgen lag, bedankte sich Adalwin für die Hilfe, sattelte sein Pferd und ritt seiner Wege. Zwar gab es kein Ziel, zu dem er unterwegs gewesen wäre, nichtsdestotrotz war er ein Stück weiter gekommen. Es galt auf die angekündigte Prüfung zu warten. Die drei Eichen lagen nicht mehr unerreichbar fern.

Der Sommer ging übers Land. Störche, Gänse und Kraniche sammelten sich und zogen in den Süden. Herbststürme rissen das Laub von den Bäumen. Adalwin war monatelang kreuz und quer geritten, ohne dass sich etwas Auffälliges ereignet hätte. Wälder, Wiesen und Felder boten ihm Nahrung. Er mied die Menschen und suchte die Einsamkeit. Unverdrossen hielt er das Flämmchen der Zuversicht in seinem Herzen aufrecht, das er aus dem Hochmoor mitgenommen hatte. Irgendwann würde ihm die Hüterin begegnen.

Eines Tages führte ihn sein Weg durch ein verlassenes Dorf. Offenbar waren die Menschen nach der Zerstörung durch die Soldaten geflohen. Verkohlte Häuserreste lagen anklagend verstreut um den Brunnen, der, von einer Linde beschattet, einmal das Zentrum der Ortschaft gewesen war. Die düstere Atmosphäre wurde durch das Krächzen der Raben verstärkt, die auf der Ruine des Kirchturmes ihren Horst errichtet hatten.

Um sein Pferd zu tränken, ritt Adalwin an die überdachte Ringmauer, welche die Quelle umgab. Wie erhofft, war der Rundbalken samt der zugehörigen Schöpfvorrichtung intakt. Er ließ den Eimer hinab, nahm einen Schluck und wandte sich seinem Hengst zu. Zu seiner Überraschung stand ein Mädchen hinter ihm und hielt ihm seinen Becher entgegen.

Die Kleine mochte zehn Jahre alt sein, wirkte verwahrlost und lächelte verschüchtert aus einem Gesicht, das durch schräg gestellte Augen, die etwas schielten, eine flache Nasenwurzel und dümmlich wirkende Züge geprägt war. Adalwin schrak zusammen. Er wusste, solche Menschen waren anders. Es hieß, sie seien nicht richtig im Kopf. Sie konnten kein selbstständiges Leben führen, sondern mussten von ihren Eltern umsorgt werden, solange diese es vermochten. Manchmal verschwanden die Kinder einfach, die mit solchen Schlitzaugen geboren wurden. Es war bei den Bauern der Gegend nicht üblich, danach zu fragen, was mit ihnen geschehen sei. Wie kam dieses Wesen hierher? Eine Mischung aus Mitleid und Befremden lief durch seinen Körper.

Nachdem Adalwin seiner Empfindungen und Gedanken, die das Kind in ihm auslöste, Herr geworden war, füllte er das ihm hingehaltene Trinkgefäß. Der Mund seines Gegenübers verbreiterte sich und zeigte Zahnreihen voller Lücken und Fehlstellungen. Ob er wollte oder nicht, er erwiderte das Mienenspiel.

„Wo sind deine Eltern?“, erkundigte sich Adalwin. Ein Achselzucken war die Antwort. Der Arm der Kleinen machte eine Bewegung im Halbkreis.

„Wie heißt du?“, versuchte es der Jüngling mit einer anderen Frage und ertete nichts als ein Kichern, das ihn zugleich rührte und abstieß. Er stellte den Eimer vor dem Pferd ab, das sofort zu saufen anfang.

„Ich bin Adalwin – und du?“, wagte er einen neuen Anlauf, wobei er zunächst auf sich und dann auf das Mädchen zeigte. Die Reaktion war die gleiche. Hilflos ließ Adalwin seinen Blick umherschweifen. Von irgendwo würde sicher gleich jemand auftauchen, zu dem das Kind gehören musste.

Das Tier hatte genug getrunken, und Adalwin war froh, der Situation entkommen zu können. Irgendwie fühlte sich das alles ungemütlich an. Das Gespräch war einseitig, und er wusste einfach nicht, was er sagen oder tun sollte. „Ich muss weiterziehen.“ Mit diesem Satz stellte er den Eimer auf den Rand und schwang sich auf seinen Hengst. Beim Wenden nahm er aus den Augenwinkeln wahr, wie sich die Züge des Mädchens veränderten. Angst war da zu lesen und Schrecken. Es wies mit der Hand zu einem Haus, das, wie Adalwin jetzt auffiel, als einziges in der Gegend eine Tür besaß. Wie bei den anderen Gebäuden war das Dach Opfer der Flammen geworden. Schwarze Balkenstümpfe ragten in den Himmel.

Ein erster Impuls hieß ihn, seine Fersen in die Flanken zu schlagen. Bloß weg hier! Der Trab setzte ein. Wie festgebrannt blieb das traurige Gesicht vor seinem Inneren haften. Was wollte ihm die Kleine mitteilen? Vielleicht war etwas zu helfen? Das ging bestimmt schnell, und daran sollte es nicht scheitern. Er versteifte seinen Körper, und das Pferd kam zum Stehen. Er glitt herab, wandte sich zurück und wurde durch ein Strahlen auf dem runden Gesicht belohnt, ein Umstand, der einen Schauer von Wärme in ihm auslöste.

Als Adalwin durch die Tür getreten war, fand er einen mehr schlecht als recht vor dem Regen geschützten Verschlag in der ehemaligen Stube vor, der das Bett überdachte. Niemand war in dem Raum, der einzig verriet, dass das Mädchen allein darin hausen musste. Plötzlich stand die Göre hinter ihm auf der Schwelle, zeigte auf sich, und zum ersten Mal hörte er ihre Stimme. Offenbar stellte sie sich vor, indem sie piepste: „Germalia.“

„Was soll ich erledigen?“, fragte der von der Situation verwirrte Gast zwischen den trostlosen Wänden. Eine ausgestreckte Hand, die in die Behausung wies, machte seine Konfusion komplett. Er zuckte mit den Schultern. Dieses Ding war geistesgestört, so viel war klar. Es gab nichts zu helfen. Hier war seines Bleibens nicht länger. Fort! Entschlossen zog er die Luft ein, vermied den Blickkontakt und stapfte an dem Kind vorbei ins Freie. Bloß weg von diesem beklemmenden Ort! Raschen Schrittes hatte er seinen Hengst erreicht, stieg auf und gab ihm die Sporen.

Ein Mahlstrom von Gefühlen tobte in seinem Inneren. Wieso hatte die Befreiung, die er zunächst empfand, einen so schalen Beigeschmack? Die Geste des Kindes ging ihm nicht aus dem Sinn. War das eine Einladung für ihn gewesen? Seine Gedanken kreisten. Das Mädchen war Kriegs-

weise, na und? Nicht die einzige im Land! Wahrscheinlich würde sie den Winter nicht überleben. Ja, schlimm! Aber nicht zu ändern. Der Hunger würde nicht bloß diese eine hinwegraffen. Solche wie die waren ohnehin zu nichts nütze. Ohne lebenslange Betreuung gab es keine Aussicht für sie. Er musste weiter! Anderes wartete auf ihn. Er konnte sich diese Verantwortung gar nicht aufladen. Wie sollte er seinen Weg gehen mit diesem Klotz am Bein?

Wieder erstand das Gesicht des Mädchens vor seinem geistigen Auge. Wie gut hatte ihm ihr Lächeln getan, als er zurückkam! Wenn er wegritt, war ein hilfloses Wesen dem sicheren Tod überlassen. Ja, das würde in diesem Winter vielerorts passieren. Bloß diese eine hatte ihn getroffen, und sie lieferte gerade er dem Untergang aus. Abrupt bremste Adalwin sein Reittier. Nein! Diese Schuld wollte er nicht auf sich laden. Der Gedanke würde ihn bis an sein Lebensende verfolgen. Die Kleine hatte eine Chance: ihn! Fest entschlossen wendete er sein Pferd.

Es war an einem März morgen, als Adalwin mit einem erlegten Hasen aus dem Wald zurückkam. Germalia empfing ihn vor dem Haus auf der Bank sitzend, die er gezimmert hatte, mit diesem Strahlen im Gesicht, das ihn wie stets für seine Fürsorge belohnte. „Ein schönes weißes Pferd hast du da mitgebracht“, kommentierte sie in ihrer naiven Sprechweise, als ihr Beschützer von seinem Hengst abstieg.

Adalwin war es gewohnt, nicht immer gleich zu verstehen, was die Kleine meinte. Weit und breit war kein Schimmel zu sehen. Ungeachtet dessen stand das Mädchen auf, lief auf einen Platz hinter ihm zu und streichelte dort ein imaginäres Pony. Belustigt sah der Jüngling dem Treiben zu. Sein Schützling schien sich im Flüsterton zu unterhalten. Er ging daran, Meister Lampe das Fell über die Löffel zu ziehen, während das Kind mit seinem Treiben fortfuhr.

„Was erzählt dir denn das weiße Pferd?“, ging er auf das Spiel ein.

„Aurelia ist nicht gestorben!“, lautete die Antwort, die Adalwins Herz zum Stocken brachte. Entgeistert starrte er in die schrägen Augenschlitze, die ihn anblitzten. Er glaubte, sich verhöhnt zu haben. Woher kannte Germalia diesen Namen? Er hatte nie von seinem Unglück erzählt.

„Du kannst Aurelia retten, wenn du dich beeilst“, drang ein weiterer Satz in Adalwins Bewusstsein, der ihn sicher machte, dass ihm nicht die Sehnsucht einen Streich gespielt hatte und das Mädchen wirklich von seiner verlorenen Braut sprach.

Dem Jüngling raste der Puls. Seine Aufregung steigerte sich ins Unermessliche, als wie aus dem Nichts heraus auf einmal Monahora sichtbar

wurde. Ihre blauen Augen blinkerten zur Begrüßung. Tatsächlich, Aurelias Begleiterin stand vor ihm. Seine Geliebte war nicht tot. „Wo ist sie?“, schoss es aus ihm heraus.

Monahora wies mit ihrem Horn über den Wald und antwortete mit ihrer lieblichen Stimme: „Weit im Süden. Sie ruft dich!“

Adalwin rannte ins Haus, raffte seine Sachen zusammen und trat mit den Päcktaschen auf die Schwelle. Eilig warf er das Gepäck dem Pferd über und schwang sich in den Sattel. Sein Blick fiel auf das Kind, das mit angstgeweiteten Augen sein Treiben verfolgt hatte. Ein Schreck durchfuhr ihn. Was jetzt? Aurelia rief nach ihm. Sie lebte. Was gab es Wichtigeres? Monahora stürmte auf den Wald zu. Er musste ihr folgen. Und Germalia? Die Kleine war ihm in den Monaten ans Herz gewachsen. Abgesehen von dem süßen Zauber, den Aurelia verbreitet hatte, war er nie so glücklich gewesen wie in den Momenten, wenn er dieses Mädchen hochhob, es ihn mit den Ärmchen umfing und sich an seine Schultern schmiegte. Die Umarmung gehörte zu ihrem Abendritual, nachdem Adalwin auf der Flöte gespielt hatte.

Oh Gott! Das Einhorn war gleich zwischen den Bäumen verschwunden. Einen Moment fühlte er den Drang, einfach davonzusprengen. Doch etwas hielt ihn fest. Dann folgte er einer Herzensregung. Er setzte sein Pferd in Bewegung. Ein Griff genügte, um Germalia zu sich in den Sattel zu ziehen und hinter sich zu platzieren. Im Anschluss jagte er im Galopp dem weißen Fell hinterher, die Berührung seines Schützlings von rückwärts um den Leib genießend.

Rasch hatte er Anschluss bekommen. Monahora war zum Trab übergegangen, mit dem sie einen Hügel erklomm. Als Adalwin das Einhorn auf dem höchsten Punkt der Anhöhe einholte, traute er ein weiteres Mal seinen Augen nicht: Vor ihm bauten sich die drei Eichen auf. Unverkennbar reckten die charakteristischen Baumriesen ihr Geäst in den Himmel. Der Freudenschreck, der durch seinen Körper raste, ließ ihn kaum bemerken, wie sich die Hände um ihn lösten und Germalia vom Pferd glitt. Als er sich seinem Schützling zuwandte, meinte er endgültig, er sei in einem Traum gefangen: Vor ihm stand eine hochgewachsene Schönheit, deren kupferfarbenes Haar durch die von hinten scheinende Sonne zum Aufblitzen gebracht wurde. Anerkennend strahlten zwei hellblaue Augen unter langen Wimpern zu ihm auf, während sich makellos weiße Arme darum bemühten, den roten Vorhang in einem Knoten zu bändigen. Als sie damit fertig war, ließ Germalia den Verdutzten wissen: „Du hast deine Probe bestanden, Adalwin! Dein Mitgefühl ist wieder erwacht und stärker als der Egoismus geworden. Nur wer die Schwächsten beschützt, ist wahrhaftig

stark. Du hast die hilflose Kleine nicht sich selbst überlassen. Deshalb werde ich dir jetzt helfen.“

„Und Aurelia?“, stammelte Adalwin, der Mühe hatte, mit den wunderbaren Wendungen, die der Tag für ihn bereithielt, Schritt zu halten.

„Es gibt Gutes und Schlechtes zu berichten“, erwiderte die Hüterin Alamanias. „Das Einhorn weiß besser Bescheid als ich.“

Adalwin sah fragend zu Monahora, sich innerlich wappend. „Das Leben ist aus ihrem Körper nicht gewichen. Gaia und die Elemente haben sie vor dem Tod bewahrt“, erklärte Monahora und schloss nach einer Pause an: „Aber Leuforias Gift hält sie in einer Welt gefangen, in der es keinen Sonnenschein gibt, wie wir ihn kennen. Der Preis für die Rettung ihrer physischen Existenz war ein todesähnlicher Schlaf, während ihr Bewusstsein durch das Dunkelreich irren sollte. Sie hat dies auf sich genommen, weil sie hoffte, du würdest kommen, um sie zu erlösen.“

Obwohl ihn bei den Worten das Grausen erfasst hatte, antwortete der Jüngling, ohne zu zögern. „Und wäre es mein Tod – ich werde sie erretten.“

„Es geht nicht allein um dein Leben.“ Das Einhorn strahlte mit seinen blauen Augen Adalwin an und versenkte sich tief in sein Gegenüber, bevor es nachschob: „Wenn du scheiterst, seid ihr beide für ewig in der Zwischenwelt gefangen.“

Adalwin fröstelte bei dieser Ankündigung. Was für eine schreckliche Konsequenz! Eine warnende Stimme erhob sich in seinem Inneren. Mit einem Ruck schob er sie beiseite und richtete sich stattdessen auf die Aussicht aus: Er konnte die Frau befreien, die er liebte. Sein Seelenheil als Einsatz? Sie war es wert!

„Was ist zu tun?“, wollte er wissen.

Die Königin der Einhörner wies ihn ein. „Du musst dich Aurelia nähern, ohne dich von deiner Liebe und deinem Ziel abbringen zu lassen. Das Böse, das diese Gefilde durchdringt, wird dich in Versuchung führen wollen. Um ihm zu widerstehen, benötigst du Hilfe. Weil du selbst das Band zu Mutter Erde zerschnitten hast, musste ich ihre Dienerin um Beistand bitten. Die Hüterin deines Heimatlandes hat dich für würdig befunden, kann jedoch nicht direkt im Finsterreich eingreifen. Das macht deine Aufgabe nicht einfacher. Gelingt dir aber die Rückkehr in die Jetzt-Welt, hast du die Wirkungen deines Fluches ebenso abgestreift. Gaia wird dich von Neuem beschützen können.“

Der Jüngling hatte alle Sätze aufmerksam in sich aufgenommen. Die letzte Ankündigung empfand er als besonderen Ansporn. Er hatte schon oft bereit, seine mächtige Helferin mit den magischen Worten am Fluss beleidigt zu haben.

An dieser Stelle trat die rothaarige Gestalt der Hüterin, die sich zwischenzeitlich zu der mittleren Eiche begeben hatte, an ihn heran und streckte ihm den Handteller entgegen, auf dem drei Eicheln lagen.

„Nimm das, Adalwin, und hör gut zu“, leitete sie ein. „In dieser Sphäre, die du durchschreiten musst, gelten andere Gesetze. Ursache und Wirkung verkehren sich. Die Zeit läuft anders herum. Du erlebst ein Spiegelbild des Diesseits. Nichts ist, wie es scheint. Sei achtsam, was du aussendest! Negative Gedanken und Gefühle werden zu reißenden Tieren, die sich auf dich stürzen. Meine Gaben werden dich beschützen. Halte stets eine davon in der Hand. Mir ist es jedoch nicht erlaubt, einem Menschen mehr als drei davon zu geben. Möge es gelingen!“

Der Jüngling umfasste die drei Früchte. Ein angenehmes Gefühl der Sicherheit ging von ihnen aus. Dankbar steckte er das Geschenk ein. Etwas Wichtiges war allerdings ungesagt geblieben: „Auf welche Weise kann ich Aurelia Heilung bringen?“

Genau darauf kam Germalia zu sprechen. Sie überreichte ihm eine Adlerfeder mit den Worten: „Damit ist dir gestattet, eine Seele von dort zu erlösen. Wen du mit dem Kiel berührst, der kehrt ins Leben zurück.“

„Wie finde ich den Übergang zu dieser Anderwelt?“, erkundigte er sich nach dem, was ihm noch fehlte, um das Abenteuer zu wagen.

„Überall durchdringt sie unser Sein. Ich werde dir das Tor gleich öffnen, wenn du bereit bist“, ließ die Rothaarige wissen und fügte an: „So kannst du nämlich nicht losziehen.“ Ihr Arm deutete auf die Waffen des Jünglings. „Diese Dinge richten sich dort gegen ihren Träger. Nimm stattdessen besser deine Flöte mit.“

Adalwin befolgte den Ratschlag, packte Schwert und Bogen auf seinen Hengst und steckte sein Instrument in die Hosentasche. Auffordernd richtete er den Blick auf seine Ratgeberinnen. Germalia wies auf die mittlere Eiche und schenkte ihm dabei ein aufmunterndes Lächeln. Er trat auf den Stamm zu und fand wie seinerzeit ein Loch zwischen den Wurzeln vor. Ein Letztes fiel ihm ein. Er drehte sich um und fragte: „Wie finde ich aus jenem Herrschaftsgebiet wieder heraus?“

„Mit der richtigen Entscheidung!“, antwortete das edle Tier in seinem wohlklingenden Singsang.

„Wir erwarten euch an dieser Stelle“, fügte Germalia hinzu.

Adalwin nickte. Jetzt galt es. Er setzte sich auf den Rand und ließ sich ohne Zögern mit den Füßen voran hindurchgleiten.

Nachdem sich Adalwins Augen an das Dämmerlicht unter dem hohlen Stamm gewöhnt hatten, nahm er die Kuhle wahr, in der er als Knabe schon einmal genächtigt hatte. Er blickte sich suchend um. Wo sollte der